



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Maßgebliches und Unmaßgebliches

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Bolze es versuchte, aus dem Tumult aufzutauchen, er kam nicht über den vierzehnten Juni hinaus. Und so blieb ihm nichts übrig, als seine Rede speziell bei dem Herrn Schulzen abzuladen. Und der Herr Schulze war so gütig, zuzuhören.

Dies war das Ende der Tote-Affe- und so weiter-Gesellschaft. Ihr Tag ging feucht zu Ende und roch nach Punsch. Frike Harfort aber sagte zu seinem Nachbar: August, wenn wir damals Karpfenkuge gekauft hätten und hätten die Finger von den Heinrichshallern davon gelassen, dann wären wir kluge Leute gewesen.

Und Nachbar August ließ den Kopf hängen und sagte gar nichts.



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Kulturfragen. Unter allen Kulturfortschritten ist der Fortschritt in der Reinlichkeit der, dessen Wert am wenigsten angezweifelt werden kann. Reinlichkeit ist aber ein wesentlicher Bestandteil der Hygiene, und diese verdanken wir der medizinischen Wissenschaft. Wieviel Zweifeln auch gewisse moderne Theorien über die Krankheitsursachen ausgezettelt sein mögen, und so heftig die Vertreter der verschiedenen Heilmethoden einander bekämpfen mögen, daß die Medizin im neunzehnten Jahrhundert einen gewaltigen und höchst segensreichen Fortschritt gemacht hat, läßt sich nicht bestreiten. Dieser Ansicht ist auch Troels-Lund, der ein sehr interessantes Buch über Gesundheit und Krankheit in der Anschauung alter Zeiten geschrieben hat (vom Verfasser durchgesehene Übersetzung von Leo Bloch, mit dem Bildnis des Verfassers, Leipzig, B. G. Teubner, 1901). Er entwickelt die Vorstellungen der Ägypter, der Leiter der griechischen Tempelheilstätten, des Hippokrates, des Asklepiades, des Galenus, der Araber, der mittelalterlichen Kirche von Gesundheit und Krankheit und verweilt dann beim sechzehnten Jahrhundert, von dem er ein hübsches Charakterbild entwirft, das nicht bloß für die Medizin zutrifft. Die Auffassungen aller vorhergehenden Perioden waren hier, und zwar nicht in abgeblaßten, sondern in stärker ausgeprägten Formen zu einer Musterkarte vereinigt. Der Glaube dieses Jahrhunderts „an das direkte Eingreifen Gottes war innerlicher und selbstverständlicher als bei irgend einem Naturvolk. Seine Begeisterung für griechische Heilkunde war glühender und siegesicherer sogar als in der Zeit des Hippokrates. Die kühnsten Rezepte des Avicenna und Averroes schienen einfach und leicht verständlich. Mittelalterlicher als das Mittelalter selbst glaubte man diese Welt ganz und gar dem Gutdünken des Teufels überlassen, sodaß die kleinen Teufelchen [heute nennt man sie Bazillen] zahlreicher als Staubkörnchen herumwimmelten. Und zugleich pflegte man das Naturstudium mit begeistertem zuversichtlichem Glauben, der weder Schranken duldete noch einem Widerstande wich, sondern eine Verbindung ahnte zwischen den Wegen der Sterne, dem Wesen des Menschen, dem verachteten Kraut und dem Saft in der Retorte, der nicht zu Golde werden wollte. Alle Zeitalter sind hier versammelt, nicht in verkrüppelten, sondern in Prachtexemplaren.“ In Faust hat sich der ungestüme und unersättliche, der grübelnde und himmelstürmende, der vielgestaltige Geist dieses gewaltigen Jahrhunderts poetisch personifiziert. Von den drei Grundursachen, auf die das ausgehende Mittelalter die Krankheiten zurückführte: Gott, dem Teufel, den Gestirnen, war es die dritte, die auf langen Irrwegen ins Naturstudium hineinführte und zuletzt den Kausalzusammenhang erschloß, der in kühnen Hypothesen, z. B. in der von den Beziehungen der die Temperamente konstituierenden Körperflüssigkeiten zu den Planeten, vorweggenommen wurde, ehe man die einzelnen Kausalketten aufgedeckt und ihre Glieder erforscht hatte. Der Verfasser hat diese Bedeutung der Astrologie schon in dem Buche: Himmelsbild und Weltanschauung im Wandel der

Zeiten (vierter Band des Jahrgangs 1899 der Grenzboten Seite 83) dargestellt und hebt auch diesmal wieder die Verdienste Tycho Brahes um die Begründung der Naturwissenschaften hervor. Sollte es noch Leute geben, die das Christentum für die mittelalterliche Finsternis verantwortlich machen, so können sie auch aus diesem Buche lernen, wie falsch ihre Ansicht ist. Zwar daran erinnert Troels-Lund nicht, daß für die theoretischen Studien Kräfte erst frei werden konnten, nachdem die jungen Völker des Nordens durch Abwehr asiatischer Räuberhorden, Urbarmachung des Bodens und Stadtgründung ihr materielles Dasein gesichert hatten, und daß von einer allgemeinen Verbreitung wissenschaftlicher Errungenschaften, die den raschen und sichern Fortschritt erst möglich macht, vor der Erfindung und Vervollkommnung der „schwarzen Kunst“ keine Rede sein konnte. Aber er zeigt doch, daß auch die abenteuerlichsten Phantastereien aus dem ehrlichen Drange nach Erkenntnis hervorgegangen sind, daß sie ein Taften nach wissenschaftlichen Methoden waren, die anders als durch viel vergebliches Probieren nicht gefunden werden konnten, und daß die große Masse von den Ergebnissen immer nur das aufnahm und mit Fanatismus festhielt, was ihrem groben Sinn, ihrer Einfalt und ihren Leidenschaften am meisten zusagte. Daß die führenden Geister der Kirche immer vernünftig geurteilt haben, dafür wollen wir, da in dem besprochenen Buche so viel von Astrologie die Rede ist, ein Zeugnis aus Augustinus anführen. Im zweiten Kapitel des fünften Buches *De civitate Dei* erwähnt er, daß, wie er bei Cicero gelesen habe, Hippokrates aus dem gleichzeitigen Erkranken zweier Brüder und aus dem gleichartigen Verlauf ihrer Krankheit geschlossen habe, sie seien wahrscheinlich Zwillinge. Der Stoiker Posidonius dagegen habe behauptet, sie müßten unter derselben Konstellation empfangen und geboren sein. Die Konjektur des Arztes sei viel annehmbarer als die des Philosophen. Denn bei gleichem Gesundheitszustande der Eltern gezeugt, bei demselben Zustande des Mutterleibes entwickelt, unter denselben Lebensbedingungen aufgewachsen, konnten sie wohl von einer so gleichartigen Leibesbeschaffenheit sein, daß sie dieselben Gesundheitsstörungen zu derselben Zeit erlitten. Wenn aber, fährt Augustinus fort, vieler Zwillinge Leben ganz verschieden verläuft, so würde das Hippokrates ohne Zweifel ganz richtig daraus erklären, daß sie nach der Geburt verschiedene Schicksale erleiden und infolge abweichender Ansichten und Neigungen verschiedene Lebensgewohnheiten annehmen. Dagegen ist es geradezu unverschämt, die Gleichartigkeit und Gleichzeitigkeit der Erkrankungen auf die Gestirne zurückführen zu wollen, da wir doch täglich sehen, daß den verschiedenen Menschen unter derselben Konstellation die verschiedensten Schicksale zustossen. (Könnte man nicht dasselbe auch gegen Falb einwenden, da doch seine „Faktoren“ für die ganze Erde immer dieselben sind, während das Wetter jederzeit auf den verschiedenen Punkten der Erdoberfläche verschieden ist?) — Georg Kellen hat 32 kleine, hübsche und leicht lesbare Plaudereien zu einem Büchlein vereinigt, das er Fackelzug durch Kunst und Kultur betitelt (Berlin, Ernst Hofmann u. Co., 1901). Das Christentum und die Kirchen schätzt er zu niedrig ein, sonst aber spricht er über manchen Kulturunsinn, wie über die geistige Massenabfütterung und über den Wunderglauben an Namen, den die Plafatreklame ausnutzt, manches verständige Wort. Er hat auch eigne Gedanken, z. B.: Die Satire kennt keine Toten. Nur das Lebende kann schaden und muß, wo es das verdient, durch Spott gestraft werden. Im Genie entwickeln sich die höchsten Anlagen auf Kosten der niedern, und diese Einseitigkeit ist seine einzige Verwandtschaft mit dem Wahnsinn. Weit mehr als das Genie ist die Leidenschaft dem Wahnsinn verwandt. — Eine viel umfangreichere Sammlung von Zeitungs- und Journalartikeln, die er Kulturglossen nennt, hat Kurt Eisner (bei John Edelsheim, Berlin, 1901) unter dem Titel *Taggeist* herausgegeben, ein Wort, das, wie uns der Verleger belehrt, bloß die Verdeutschung von Journalismus sein soll. Eisners Teiler ist, besonders in der Politikk, nicht auf den Grenzbotenon gestimmt; er ist nämlich seit ein paar Jahren Vorwärtsredakteur. Aber er gehört nicht zur alten Garde der Unentwegten und Verbohrten und veründigt sich durch so manche

Ketzerei an der Parteikirche. Die Großstadt ist ihm zuwider — die meisten der hier veröffentlichten Aufsätze hat er in Marburg geschrieben —, und er warnt die Genossen davor, die „Aufklärung“ (die Gänsefüßchen sind natürlich nicht von ihm) zum intoleranten Dogma zu machen. „Es ist nun einmal so: wir haben auch eine Seele, eine unvernünftig schwärmende Seele. Auch die will ihr Recht haben. Ein Tropfen aufgeklärten Berlinertums fort und dafür ein Tropfen des romantischen Sozialismus der jungen Talarsozialisten von der Art des Pastor Naumann! [das ist vor neun Jahren geschrieben.] Ich glaube, sie werden diesen Tausch nicht zu bereuen haben.“ Man sieht ungefähr, wie er zu den Sozialdemokraten gekommen ist. Es drängte ihn, sich an der praktischen Politik zu beteiligen, aber er war zu sehr Denker, als daß er die theoretische Rechtfertigung seiner praktischen Tätigkeit hätte entbehren können. Solche schien ihm nur bei der Sozialdemokratie möglich, weil die alten Parteien mit Ausnahme des Zentrums, das für ihn nicht in Frage kam, nur noch Interessen, aber keine Theorie mehr haben. Egidy nennt er einen politischen Temperenzler, der dem alten Wahne huldige, man könne die Welt durch gut zureden gut machen. „Feind bleibt Feind. Versöhnung stiften soll man unter den Freunden, die Gleichfühlenden bilden zu Gleichdenkenden und Gleichhandelnden. Die freien und feinen, über dem engen Fraktionsgeist schwärmenden Ideen [Idealisten?] seien Werber und Bildner schaffensstarker Mächte, nicht Gründer von ohnmächtigen Sekten! Herr von Egidy, der Utopist der Versöhnung, ist einer nur von vielen beiseite stehenden Feingeistern. Sie mögen aufhören, den Fusel zu scheuen!“ So hat er denn selbst den Widerwillen gegen den Fusel überwunden und ist Genosse geworden. Den letzten Stoß mag ihm seine Beurteilung wegen Majestätsbeleidigung gegeben haben, deren Geschichte als höchst merkwürdiger Beitrag zur Theorie des *dolus eventualis* dem Studium der Juristen empfohlen sei. Eisner versichert, daß wenn er den Kaiser hätte angreifen wollen, er es offen gethan hätte, da er die Caligulamier der Quiride und Konsorten verachte. Die größere Hälfte des Buches ist politischen Inhalts. Kulturfragen im engeren Sinne, namentlich literarische, behandeln die Aufsätze der zweiten und der dritten Abteilung, darunter Kritiken von Werken Nietzsche's, Bösen's und Gerhard Hauptmann's. In der Schätzung des Wertes der Kultur im allgemeinen steht uns der Verfasser nahe, wie folgender Satz beweist: „Die Technik beglückt das menschliche Bewußtsein mehr deshalb, weil es an dem Stolz blühend emporwächst, daß alles dies die Leistung des Menschenwites sei, als durch die Förderung der äußeren Behaglichkeit. Diese kann der Mensch entbehren, jenes Gefühl niemals.“ Wenn er meint, die Zeit sei noch fern, wo die Wissenschaft die Religion werde ersetzen können, in der Übergangszeit bleibe uns die Kunst als Ersatz, so überlassen wir es dem Leser, zu entscheiden, was daran Wahrheit und was Irrtum ist. — Hieronymus Lorm ist in Person die Lösung nicht bloß einer, sondern der Kulturfrage, der Frage, ob Kultur an sich einen Wert hat. Zwar die bewundernswürdige Energie, mit der er sich einen sinnreichen Ersatz für die beiden wichtigsten Sinne geschaffen hat, ist Naturgabe, aber ohne den Gedankenschatz, den ihm unsre reiche Kultur bis zum zwanzigsten Jahre geliefert hatte, wo er, schon erblindet, auch noch das Gehör vollständig verlor, würde er weder seine sinnreiche Zeichensprache erfunden noch jenes inwendige Paradies angebaut haben, aus dem er vollsinnigen Menschen edle Früchte spendet. Daß ein Mann, dem so schweres beschieden ist, Pessimist wird, ist erklärlich und entschuldbar. Die Freundlichkeit und Liebenswürdigkeit seines Pessimismus aber beweist, daß dieser nur noch im Kopfe nicht mehr im Herzen steckt. Grundlosen Optimismus nennt er selbst seine Lebensauffassung in dem (bei Karl Prochaska in Teschen 1901 in zweiter Auflage erschienenen) Büchlein: Der Naturgenuß. Ein Beitrag zur Glückseligkeitslehre. Wenn man bekemt, daß man sich innerlich heiter fühlt, und wenn man zur Erheiterung anderer beiträgt, so beweist man damit, daß es wahres Glück giebt in dieser Welt. In der Zeit, wo man dieses Glück noch nicht errungen, noch nicht einmal kennen gelernt hatte, schien einem das Gegenteil bewiesen, und da man die mit viel Mühe und

Arbeit aufgebaute pessimistische Theorie für einen Besitz hält, den man nicht leichtsinnig preisgeben dürfe, so nennt man seinen jetzigen Optimismus grundlos und behauptet, das Glück, das man genießt, sei eigentlich keins. Für jedermann ist nun freilich das Glück nicht, das sich der arme reiche Landesmann — das ist vom bürgerlicher Name — errungen hat. Es steht dem buddhistischen Nirwana sehr nahe: eine innere Heiterkeit, die darauf beruht, daß er auf alles Begehren verzichtet und das Weltweben, wie es Richard Wagner vielleicht nennen würde, als ein unterhaltendes Schauspiel betrachtet, das vor ihm aufgeführt wird, das ihn aber persönlich nichts angeht. „Das ganze vielgepriesene Glück des menschlichen Selbstbewußtseins besteht nur darin, daß es das einzige Mittel ist, den Zauber des Bewußtlosen wahrzunehmen“; z. B. des Ablaufs der Jahreszeiten. Den zu genießen, leitet das Büchlein an, nicht etwa die sogenannten Naturschönheiten. Die, behauptet vom, genieße man überhaupt nicht in natura, sondern nur im Bilde, in der Kunst; ein Freund von ihm sei ledig geblieben, weil er keine junge Dame gefunden habe, die ehrlich genug gewesen wäre zu gestehn, daß sie die natürliche Tochter gelesen, oder wenn sie das über sich brachte, daß sie dieses Drama langweilig gefunden habe, und daß die schöne Natur nicht zum aushalten sei, „wenn sie verbunden ist mit dumpfen Bauernstuben, schlechter Kost, Insektenstichen, Abwesenheit jeglicher Bequemlichkeit und Geselligkeit.“ Diese Betrachtungen geben sich als Aufzeichnungen eines Mannes, der durch ein furchtbares Leid in die Einsamkeit getrieben worden ist, und dessen romantische Geschichte als Einleitung gar anmutig erzählt wird.

Schriften über Religion. Karl König hat dem jüngst angezeigten Büchlein ein zweites, ebenso gutes nachgeschickt: Im Kampf um Gott und um das eigne Ich. Ernsthafte Plaudereien. (Freiburg i. B. und Leipzig, Paul Waezel. 2. Auflage 1902.) Ein paar Proben! Die Unmöglichkeit, das Leben zu enträtseln, „könnte einen zum resignierten Pessimisten machen. Ich würde vielleicht auch einer, wenn ich das Leben zweimal leben könnte. Aber einmal, und es sich verderben um des Verstandesbruchstücks willen, der einem fehlt, um ganz Verstand zu sein — nein! Da bin ich mir im übrigen viel zu wertvoll. . . . Das Leben ist, was wir aus ihm machen. Seht ihr denn nicht, daß aus dem Buche des Lebens jeder nur sich selber herausliest? Der Frosch liest Fliegen, die Gule Mäuse, die Schnecke ihren Salat — das sind die einzigen Buchstaben im großen Weltensbuche, für die sie offene Augen haben. . . . Es giebt nichts Ruinierenderes für den Menschen, als sich durch eine konstruierte bessere Welt diese wirkliche Welt zu verkehren.“ Dem Problem des Übels und der Sünde schaut der Verfasser unerschrocken ins Gesicht. Er löst es ungefähr so wie wir, nur daß wirs nicht so schön zu sagen wissen. Erst die Widerstände verwandeln die sittliche Idee in sittlichen Willen; ohne Widerstände würden wir nur in der Vorstellung leben, und unsre Tugend wäre eine gemalte Tugend, eine spottwohlfeile Tugend: was kostet denn z. B. ein Neues Testament? Das Böse stammt also nicht von einem Teufel, sondern fließt mit Notwendigkeit aus dem Schöpferwillen, der in Gott entstand, indem die Heiligkeit von der Liebe besiegt wurde. — Das orthodoxe Luthertum muß doch noch ziemlich viel Anhänger haben, wenn ein Buch wie das von Wilhelm Rohmert, Pastor in Waldenburg i. Schl., fünf Auflagen erlebt: Kirche, Kirchen und Sekten samt deren Unterscheidungslehren, nach dem Worte Gottes und den lutherischen Bekenntnisschriften dargestellt. (Leipzig, C. Ungleich, 1900.) Die lutherische Kirche ist nach ihm nicht eine neue, erst seit der Reformation bestehende, sondern die alte, von den katholischen Irrlehren gereinigte und wiedererstandne apostolische Kirche. „Der Kern und Stern ihrer Lehre ist die Rechtfertigung des Sünders allein durch den Glauben an Jesum Christum. Jede andre Kirche, die dieses Kennzeichen nicht mehr in vollem Maße besitzt, ist zwar noch Kirche, aber eine kranke und verderbte, gefälschte oder falsche Kirche.“ Das gilt von der römischen, von der reformierten und von der unierten Kirche. (S. 35 bis 37.) Die sehr

ausführliche Darstellung der Unterscheidungslehren ist objektiv gehalten und frei von Gehässigkeit im Ton. Den Sekten, unter denen auch die Spiritisten und die Chilkasten abgehandelt werden (hätte nicht die ethische Bewegung mehr Recht auf Erwähnung gehabt als der Spiritistenhumbug?), sind 180 Seiten eingeräumt. — Professor Wilhelm von Zehender hat unter dem Titel: Die Weltreligionen auf dem Columbia-Kongreß von Chicago 1893 (zweite, neubearbeitete Auflage; Gotha, Friedrich Andreas Perthes, 1900) aus den dort gehaltenen Reden zusammengestellt, was ihm am wichtigsten schien, und eine Reihe erläuternder Abhandlungen beigelegt über Religion im allgemeinen, Glauben, Wunderglauben, Dreieinigkeit usw. Der Verfasser ist ein frommer Semipanttheist, der das Gute in den „geoffenbarten“ Religionen anerkennt, selbst aber Gott in der Natur gesucht und gefunden hat. Er hat vor mehr als einem halben Jahrhundert bei seiner medizinischen Doktorpromotion die These verteidigt: *Anatomiae studium pietatam erga Deum auget, ideoque theologis etiam atque etiam commendandum est.* Die Teilnehmer an jenem amerikanischen Kongreß haben allesamt Versöhnlichkeit bekundet. Die Anordner beabsichtigten, einen zweiten 1900 in Paris zu veranstalten, haben aber den Plan aufgegeben. Und das war gut, meint Zehender, denn bei der Art christlicher Liebe, die in Europa die Angehörigen der verschiedenen christlichen Konfessionen beseelt, hätte leicht eine Prügelei daraus werden können. — Fr. Wyß, Schulinspektor a. D., hat ein Schriftchen: *Theologie und Ethik* herausgegeben (Wien, A. Pichlers Witwe u. Sohn; zweite Ausgabe 1901), worin er u. a. beweist, daß der Glaube an ein Jenseits aus dem Heidentum stammt, daß Jesus „die Gotte Herrschaft der Wahrheit und Liebe in dieser realen Welt gepredigt“ hat, und daß alle Bibelübersetzer von Luther bis Allioi das Neue Testament gefälscht haben; auch Luther hat nicht erkannt, daß Jesus und Paulus die vegetarische Lebensweise vorschreiben, z. B. Johannes 6, 64 (das Fleisch nützt nichts; nicht 63, wie zitiert wird) und Röm. 7, 5; statt: als wir noch im Fleische lebten, übersetzt Wyß: als wir noch bei der Fleischspeise lebten. Wir erwähnen den harmlosen Unsinn nur deswegen, weil das Schriftchen in Österreich verboten worden ist; wenn die Herren Zeit haben, sogar für solches Zeug Reklame zu machen, müssen sie doch gar nichts Nützliches mehr zu thun haben. — Der Dr. phil. Hermann Franke wendet in der Schrift: *Christentum und Darwinismus* in ihrer Versöhnung die Entwicklungslehre auf Religion und Ethik an: die wahre Gotteserkenntnis und die echte Sittlichkeit können nicht am Anfange der Entwicklung des Menschengeschlechts vorhanden gewesen sein, sondern müssen als ihr Ziel ins Auge gefaßt werden. Selbstverständlich kann von diesem Standpunkt aus von einer Reformation, von Wiederherstellung des Urchristentums u. dgl. nicht die Rede sein. Der Verfasser ist Monist, bekämpft die aus dem Heidentum stammenden dualistischen, namentlich gnostischen Lehren der Theologen und schreibt Seite 12: „Nicht eine neue Offenbarung über Gottes Wesen ist das Christentum, sondern eine solche über Gottes Willen an der Menschheit (so!), über das Ziel, das er ihr gesetzt [hat] und das sie im rechten Anschluß an ihn erreichen soll. Christus hat keine irgendwie geartete neue Lehre von Gott aufgestellt, sondern er hat zu Gott hingeführt, hat versöhnt mit Gott, d. h. uns zu dem ewig unerforschlichen Gott in das rechte Verhältnis gesetzt.“ In Christus hat die Menschheit das Ziel der religiösen Entwicklung erreicht; was nach ihm geschieht, ist, daß mit seiner Hilfe eine immer größere Zahl von Menschen diesem Ziel immer näher kommt. Das haben die Reformatoren erkannt, aber ihre Zeitgenossen waren für diese Erkenntnis nicht reif, und darum hat unser Volk zwei Jahrhunderte im Banne der Orthodogie leben müssen.



Herausgegeben von Johannes Grunow in Leipzig  
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig